

verschwunden und hat einem Pflanzenornament Platz gemacht. Die machtvolle Sehnsucht nach Verklärung, die auch den christlichen Neuplatonismus der Scholastik bewegt, hat hier selbst den schweren Stoff erfaßt und mit sich in die Höhe gerissen. Symbol und Symbolisiertes durchdringen einander so sehr, daß ihr Abstand fast verschwindet. Das, was jeder Zeit als Aufgabe gestellt ist, und als Aufgabe, die keine Zeit vollkommen zu lösen imstande ist, die Verchristlichung und Verwandlung des Irdischen, ist in der Kathedrale wie vorweggenommen in einem gläubigen Vertrauen, das den heutigen Menschen schon längst erstorben ist. Diese Welt hat sich trotz aller ihrer Fehler und Schwächen mit einer ungebrochenen Überzeugung als christlich empfunden. Grundsätzlich war die Welt für dieses Zeitalter wie in den scholastischen Summen christlich bewältigt. Es ist leicht zu verstehen, daß diese Einbeziehung der ganzen Welt in das Haus Gottes zu einer Verweltlichung des Christentums führen mußte, sobald die religiöse Kraft nachließ; und dies ist dann im Spätmittelalter auch geschehen. Die himmelanstrebende Kraft stürzte sich dann auf die Eroberung des Irdischen und das Religiöse blieb nur zurück als Flucht aus einer Welt, die man nur noch im Bilde, aber nicht mehr in Wirklichkeit bewältigte. Die Harmonie, die Himmel und Erde, Rationales und Irrationales, Geist und Stoff für einen Augenblick zusammengebunden hatte, zerfiel.

Die Kunst der Kathedrale ist von Nordfrankreich ausgegangen und hat sich von da aus in der ganzen abendländischen Welt verbreitet. Dies wird im einzelnen gezeigt. Sedlmayr sieht in ihr eine Königskirche, in der das erstarkende französische Königtum sich den eigenen Ausdruck gibt. Die romanische Kirche war mehr Kloster- und Bischofskirche gewesen; sie war entstanden unter dem Eindruck der Bedrohtheit und Dunkelheit einer noch unbewältigten Welt, gegen die sie sich abschloß. Aus der gotischen Kathedrale

spricht eine neue Weltfreudigkeit, der Glaube einer möglichen Versöhnung des Irdischen mit dem Himmlischen. Auch das keltische Element soll in dem Phantastischen und Überschwenglichen der Kathedrale am Werke sein. Es ist natürlich schwer, solche Einflüsse mit absoluter Sicherheit festzustellen. Immerhin ist es eine Tatsache, daß auch heute noch in Frankreich die Bretonen als gemütvoll und phantastisch gelten. Doch lag das Phantastische jener Zeit überhaupt nahe; die neuentdeckte Rationalität ist auch auf anderen Gebieten gleichsam nur ein Gerüst, das eine bunte Fülle des Wunderbaren trägt. Auch sonst sind Einzelheiten, wie der Baldachin als Grundelement der Raumgestaltung, die Absicht der Erbauer, nicht nur einer aufstrebenden, sondern auch einer vom Himmel herabsteigenden Bewegung Ausdruck zu verleihen, noch umstritten. Aufgabe der Kunstwissenschaft wird es sein, diese Punkte einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Das wird aber daran nichts ändern, daß hier die Kathedrale in ihrem geschichtlichen Aufkommen und Vergehen, in ihrem Sinn und Wollen eine umfassende und aufschlußreiche Darstellung gefunden hat.

Es ist ein anderes Weltgefühl als das unsere, das diese Kunst zur Grundlage hat. Nicht nur weil die Jahrhunderte den Kathedralen viel von ihrem ursprünglichen Glanz und ihrer goldenen Farbenfreudigkeit geraubt haben, wird es dem heutigen Menschen schwer, sie nachzuempfinden. Es ist auch das Bewußtsein vor der Schwere und Unvollendbarkeit der Aufgabe der Verchristlichung, die ihn daran hindert und die ihm das geheimnisvolle Dunkel der romanischen Dome vertrauter macht.

August Brunner S.J.

Christopher Dawson zur englischen Krise

Jedes europäische Land hat heute seine besonderen Spielformen der abendländischen Not für sich zu bewältigen;

es gibt keine Allheilmittel, nicht einmal gleiche Einsichten — aber manchmal Musterbeispiele. Was England betrifft, stehen viele englische Zeitkritiker hilflos vor der Misere, so ein Bertrand Russell, ein Trevelyan, der angesehenste englische Historiker. Selbst der heute meistgelesene Geschichtsforscher Joseph Toynbee, kann keine Lösung bieten. Wenn er auch die Möglichkeit für Umkehr, Selbstbesinnung und Erneuerung bejaht — das „Wie“ bleibt bei ihm offen. Klarer schauen katholische Forscher und Denker, nüchterne Realisten mit utopistischer Tendenz wie Chesterton oder mit historischer Basis wie Hilaire Belloc, die beide ihrem Vaterland merklich sicherer die Wege zu seiner Heilung wiesen. Am bestimmtesten sieht die Sachlage Christopher Dawson, über dessen nationalgeschichtliche Studien Estéban Pujals, Mitglied des Consejo Superior de Investigaciones Científicas, in der Märznummer 1951 der spanischen Monatsschrift „Arbor“ einen dankenswerten Überblick gibt.

Dawson vergleicht die englische Kultur und Tradition in ihren Beziehungen zu denen Festlandeuropas mit dem Verhältnis Roms zu Griechenland. Für ihn ist England „das nationalistischste und insularste Land der Welt in seiner kulturellen Tradition und das universalste vom kolonialen und wirtschaftlichen Standpunkt aus.“ Die Entwicklung einer eigenständigen Kultur wurde im 11. Jahrhundert durch die normannische Eroberung unterbrochen. Erst im 14. Jahrhundert gewann England seine Sprache (Chaucer!) und sein ihm eigentümliches „mischblütiges“ Gesicht, um in den folgenden drei Jahrhunderten, nach Renaissance und Reformation, seine charakteristische Form zu behaupten. Ganz anders als der Weg des übrigen Europa verlief derjenige Englands, das durch Lage und Reformation abgesondert war. Es konnte sich eine „Schwächung des Staatswesens“ ohne Nachteile leisten und auf Zentralisation, stehende Heere, Bürokratie und andere Einrichtungen des absolutistischen Staates verzichten.

Auf dem Festland schloß sich die Kultur in Städte und Fürstenschlösser ein, in England ergoß sie sich über die ganze Insel, nahm ländlichen Charakter an (gentry = Landadel) und wurde zu einer ausgesprochenen Familienkultur. Das gab dem englischen Gesellschaftskörper seine außergewöhnliche Festigkeit und Kraft, die von kontinentalen Reisenden so oft bewundert wurde. Der sonst übliche Gegensatz von Stadt und Land fehlte jenseits des Kanals; die Erschütterungen der Revolutionen von herüber wirkten sich dort kaum aus. „Die englische Verfassung war keine Urkunde, die auf prächtigen, aber abstrakten Grundsätzen beruhte und die alle paar Jahre vollkommen abgeändert werden konnte; sie war England selbst, das konnte man nicht übersehen, ohne sein eigenes Wesen zu verfälschen“ (Dawson).

Die Grundlagen des englischen Lebens ruhten bis auf unser Jahrhundert in der Familie, die Kultur und Politik des Volkes bestimmte. Diese war wieder auf dem Lande am gesündesten und wirksamsten. Ganz anders als in Frankreich oder Italien hatte England seine großen Dichter des 16. Jahrhunderts wie Vaughan, Herbert und Herrick unter Männern, die fern der Stadt und ihrer Kultur wirkten und Werke von ungewöhnlicher Reinheit und Frische hinterließen. Noch deutlicher wird der Gegensatz zur Entwicklung des Kontinents, wenn man die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts vergleicht. Pope, Chesterfield, Gibbon sind vielleicht die berühmteren Namen, aber sie sind weniger typisch englisch als der traditionalistische Johnson oder der pietistische Cowper. Die englische Tradition kam zu ihrer wirklichen Reife im 19. Jahrhundert, das auch dort nicht mehr vordergründig ländlich, aber immer noch primitiv genug ist, selbst in seinem Londoner Stadtleben äußerlich streng und nur im Innern des Hauses verfeinert und beschwingt. Die Kultur der Gesellschaft war privat, individuell, an Heim und Familie geknüpft. Von daher stammten die künstlerischen und lite-

rarischen Blüten des georgianischen London: Blake, Keats, Lamb, Dickens, Turner, alle Söhne aus einfachen Familien.

Erst mit dem viktorianischen Zeitalter kommt der große Wandel. England verläßt die agrarische Wirtschaftsstufe und wird Industriestaat, ein Umschwung, der sich schon ein halbes Jahrhundert hindurch vorbereitet hatte. Eine Binnenwanderung setzt ein in die nordwestlichen und wallisischen Grafschaften, wo neue Städte schnell heranwachsen (vgl. das berühmte Buch von Richard Llewellyn und den Film: „How Green was my Valley“). Noch leben die Arbeiter entsprechend ihrer ererbten ländlichen Sitte in kleinen Siedlerhäusern. Das hört im 20. Jahrhundert auf. Die städtische Massensiedlung reißt ein und mit ihr die modernen Laster: Luxus, freie Liebe, Empfängnisverhütung, Scheidungsseuche. Wie Rom in seiner Spätzeit hat England mit dem Verlust seiner Agrarfundamente die Bindungen und Sicherheiten von Familien- und Dorfgemeinschaft aufgegeben. Wie bei seinem antiken Vorbild lassen sich die Schwierigkeiten des britischen 19. Jahrhunderts auf die Formel bringen: Ausgleich zwischen dem Herkommen eines Bauernlandes und den Verpflichtungen eines Weltreichs. Unter den fortschrittlichen Konservativen, den freihändlerischen Imperialisten Palmerston und Disraeli gelang dies noch vorübergehend; ihnen ist (neben dem grundsatzfesten Idealisten Gladstone) die Wohlfahrt Englands im 19. Jahrhundert zu danken. Aber die Widersprüche zwischen ländlicher Tradition und industriellem Fortschritt wurden stärker: sie endeten im 20. Jahrhundert mit dem totalen Aufgeben der agrarischen Grundlage und mit dem Zerfall des merkantilen und finanziellen Zwischenstockwerks, auf dem man das industrielle Obergeschoß errichtet hatte.

Das englische Dilemma von heute sieht in Dawsons Sicht so aus: Entweder Rückkehr zum Agrarsystem und zu landwirtschaftlicher Selbstgenüg-

samkeit, was gleichzeitig den Tod des städtischen Industrialismus und damit der Lebensgrundlage der Bevölkerungsmehrheit bringen würde, oder Aufopferung der gesamten Nation für die Erhaltung eines internationalen, industriellen und merkantilen Mechanismus, der Englands Landwirtschaft, nationale Tradition und gesellschaftliche Lebenskraft verschlingt. Man darf England heute als die Werkstätte einer Welt bezeichnen, die (soweit sie zivilisiert ist) auf deren Leistungen wenig Anspruch erhebt. Bei schwankenden Weltmärkten ist es heute ganz vom Export abhängig. Die Landwirtschaft ringt mit dem Tode; Versuche, sie zu beleben, rufen die Proteste der Arbeiter und Kapitalisten hervor; denn damit stiegen die Arbeitslöhne und sank das Lebensniveau.

Die Gegenüberstellung der beiden Möglichkeiten läßt schon erkennen, daß bei der schneidenden Schärfe der Problematik diese vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht gelöst werden kann. Einmal werden die so billigen Kolonialimporte England teuer, zu teuer zu stehen zu kommen, wenn die eigene Landwirtschaft durch sie ganz erliegt. Eine Nation sichert ihre Existenz nicht durch Erhöhung der Sozialausgaben, sondern durch Bewahrung der Gesellschaftsgrundlagen: Familie und Boden. Heute wird ja, wenn Wirtschaftsvorteil und Volksnutzen sich widersprechen, für gewöhnlich das zweite dem ersten geopfert; Augenblicksvorteile werden über eine Planung auf weite Sicht gestellt. Darin sind sich Kapitalismus und Sozialismus einig, beide sind „wirtschaftlich-kurzfristig“, machen die gleichen Fehler einer oberflächhaften, mechanistischen Denkweise.

Dawson fordert auf, England zu retten, indem der wirtschaftliche Determinismus der letzten hundert Jahre zugunsten einer auf festen soziologischen Grundsätzen aufgebauten Volkspolitik aufgegeben wird. Wissenschaft und Technik müßten aufgerufen werden, den völkischen Agrargrundlagen zu dienen. Auch er sieht (ähnlich einem Rous-

seau, den Bodenreformern in unseren Tagen wie Damaschke, Ehlen, den konservativen Revolutionären wie Edgar Jung, Opfer von 1934) in „den großen Städten . . . das Grab der Kultur“. Zu dieser Einsicht gelte es auch das Volk zu erziehen.

Dawson hofft, daß dies möglich sei, weil er sein Volk politisch außerordentlich begabt weiß. Schon seit Jahrhunderten erregte die Organisationsgabe der Briten, noch mehr ihr Gemeinschaftsgeist, Ordnungssinn, bewahrender Instinkt und gesunder Menschenverstand die Bewunderung von Englands Besuchern, die nur zu oft deswegen von der politischen Wundergabe der Engländer sprachen. Es gibt dort keine Opposition auf den Tod; Regieren ist keine unmögliche Aufgabe im Lande des „fair play“. Die englischen Parteien sind fluktuierende Gebilde, keine ideologischen Gruppen, eher realpolitische Machtkörper mit gegensätzlichen Elementen, die sich ergänzen oder ablösen. Der konservative Disraeli stand der englischen Tradition ferner als die liberalen Ministerpräsidenten Palmerston und Gladstone; die Tories Wilberforce und Shaftesbury machten eine liberale, besser: humanitäre Politik für die Rechte der Sklaven und für Frauen- und Kinderschutz in den Fabriken.

Eine begrenzte Zahl politisch maßgeblicher Familien hielt das Heft in der Hand und wechselte ohne Bedenken die Parteifahne, was egoistisch und unlogisch schien, aber sich für die Kontinuität nützlich erwies. Solche Züge sind sehr verschieden von denen der festländischen Demokratie, da die englische durch eine aristokratische und liberale Eigenart gekennzeichnet ist. Freiheit, Duldsamkeit und selbst Klassenvorrechte zeichnen das politische Engländerum aus, nicht wie die Demokratie diesseits des Kanals Gleichheit, Massenherrschaft, Tyrannei des „allgemeinen Willens“, das heißt Zufallsmehrheit. Der von Dawson für England hiermit gerechtfertigte Liberalismus stellt die Quintessenz einer dritten europäischen Spielform der Demokra-

tie dar, einer grundsätzlich anderen als die französische oder deutsche. Der britische unterscheidet sich betont vom spanischen Liberalismus, der importiert war und den Charakter einer antikatholischen Gegenreligion annahm. In Spanien wie in Spanisch-Amerika standen die Liberalen einem Bündnis von Thron und Altar, absolutistischer Monarchie und hierarchisch-feudaler Kirche gegenüber, das für sie in der spanischen Inquisition sein Symbol einer einträchtigen Gewalt hatte und fast notwendig zur Gleichsetzung von Liberalismus mit Antiklerikalismus führen mußte. Diese Formel wurde nicht nur tonangebend für die spanische Geschichte des 19. Jahrhunderts und länger; auch nach Süditalien griff sie über, während in Norditalien, in Toskana und in der Lombardei, der italienische Liberalismus dem französischen ähnlich war, also intellektuell und doktrinär. Im spanischen Liberalismus sieht Dawson eine politische Haltung, die ins Weltanschauliche überkippte, im britischen die vorbildliche Ausprägung, die natürlich, duldsam und verständnisvoll blieb.

Wenn auch die englische Außenpolitik hart, egoistisch, gewalttätig auftrat, die Innenpolitik steht für Dawson im Zeichen des von ihm neugewerteten Liberalismus, ist konstruktiv, evolutionär, nie extremistisch, wahrhaft fortschrittlich in ihren Taten; denn die Parteien waren sich im wesentlichen immer einig. (Diese Ideen sind in der Hauptsache Niederschlag der Äußerungen Dawsons vor 1945, noch ohne Berücksichtigung der seitherigen Labours herrschaft, die aber wohl noch immer den undoktrinärsten und zugleich landesgebundensten Sozialismus Europas verkörperte, mit stark liberalen Elementen, mit einem betont bibelchristlichen, unmarxistischen Fundament, das u. a. ein Attlee gegen Laski behauptete.)

Dawson sieht für England als das Gebot der Stunde an, die Leitbilder des Kommunismus, Faschismus und der festländischen Demokratie links liegen zu lassen und die traditionelle Idee des britischen politischen Liberalismus zu

vertiefen und zu erneuern. Der angeborene politische Instinkt der Briten zeigt ihnen, wie sehr in allen totalitären Formen die Freiheitsidee benachteiligt wird, wie sie vom aristokratischen Ideal zum Massenidol herabsinkt und die Persönlichkeit entwertet. Die Ausleseprinzipien des alten England, ja Nationalcharakter und -sinn, beruhend auf persönlicher Würde und Verantwortung, gerieten in Gefahr. In der Vernichtung dieser Werte sieht Dawson eine einschneidendere Folge des Totalitarismus als in dem Verlust der politischen Rechte.

Dawson beharrt auf drei fundamentalen Forderungen: 1. Eine Gesellschaftsordnung in Übereinstimmung mit der britischen Tradition muß eine Gemeinschaft freier Menschen sein; ihre politische Kennzeichnung ist nebensächlich. 2. Diese geordnete Gesellschaft hat als Voraussetzung die Einreihung ihrer Glieder in parteipolitische Gebilde, denen aber nationale Aufgaben eigentümlich sind. 3. Außerdem sollen die Parteien beeinflußt und eingeschränkt werden durch die Privatinitiative mächtiger Personen und Gruppen, die nationale Gesamtinteressen vertreten. Dieser Wille zur Nation und die Verantwortungsbereitschaft entschlossener Einzelpersönlichkeiten, die Spontaneität als Grundzug englischen politischen Handelns bewährte sich in allen Notzeiten Großbritanniens, überwand stammliche, völkische und ständische Schranken in und nach dem letzten Kriege. Sie muß nach Dawsons Meinung außerhalb der Parteien als eigentliche Gegenkraft zum marschierenden Kollektivismus und Totalitarismus organisiert werden, grundsätzlich unpolitisch, frei und nichtamtlich. (Dieser geistige Selbstschutzverband Dawsons, ein Schild der Nationalkultur, ist wohl schon teilweise Wirklichkeit geworden in dem großen Dachverband der katholischen Verbände Englands „Sword of the Spirit“, der aber vermutlich noch nicht weit und allgemein genug arbeitet.) So also gedenkt Dawson dem Totalitarismus entgegenzuwirken, die Mechanisierung und Ent-

artung der Kultur hinwiederum durch die in moderne Bahnen gelenkte Rückwendung zur Scholle zu unterbinden.

Englands augenblickliche außenpolitische, staatswirtschaftliche und finanzielle Krise scheint nicht dazu angetan, innere Umbaupläne im Sinne Dawsons, die Volkswirtschaftlern und Finanzsachverständigen natürlich absurd vorkommen, zu erleichtern. Andererseits wird die politisch-soziale Wandlung Englands, die seit Kriegsende offenkundig und zu einem allgemeinen Problem geworden ist, unter solch hartem Druck jede Regierung zu Entschlüssen zwingen, die neben ihrer Bedeutung für die Gegenwart sicher auch starke Rückwirkungen auf die künftige englische Geisteshaltung haben werden. Es scheint gerade bei dieser Nation möglich, daß die nun schon seit über zehn Jahren gepredigte — und geübte! — Selbstbescheidung (austerity) in der andauernden Not zu einem Idealismus altenglischer Prägung führen könnte.

Franz Niedermayer

Das Ende der Neuzeit

Es wird wohl nur wenige Menschen geben, die nicht irgendwie spürten, daß wir in einer Zwischenzeit leben. Ein Neues meldet sich an, und eine morsch gewordene Gestalt der Welt fällt um uns in Stücke. Dieses Zerfallende, dessen Todeskampf uns anrührt und miterschüttert, hat sich aber einmal in der Vergangenheit den Namen der „Neuzeit“ beigelegt, und unter diesem Namen — wir finden keinen anderen — müssen wir die Schatten seines Sterbens besprechen. Sie müssen besprochen werden, weil sie ein Stück unseres eigenen geschichtlichen Daseins sind. Und durch einen klaren Bespruch mögen wir ihrer vielleicht Herr werden oder doch uns für das Kommende stark machen. Es hat bisher nicht an Worten zum dramatischen Akt unserer Zeitenwende gefehlt, zu den bedeutendsten dürfen wir Guardinis Buch: Das Ende der Neu-